



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 239.

Donnerstag, 11. Oktober.

1928.

(10. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Enderling.

Grotted war froh, daß das Auto sie schnell aus den Bezirken der Stadt entführte, wo er jeden Augenblick einen Bekannten treffen konnte, der ihn mit dieser Klavierspielerin beisammen sah.

Sie sahen, jeder in eine Ecke des offenen Wagens gedrückt, als ob sie eine Berührung vermeiden wollten. Martha Rebmann schaute die Passanten strahlend an, als wollte sie sie auf die Tatsache ihrer Autofahrt aufmerksam machen.

„Ich muß mich entschuldigen“, begann er nach einer Weile, „daß ich Sie nicht seitdem aufgesucht habe. Aber ich war allzu beschäftigt.“

„Sonst wären Sie gekommen?“

„Natürlich. Warum sollte ich nicht?“

„Dann ist alles gut“, sagte sie leise, mit einer Zärtlichkeit, die er zu überhören versuchte.

„Alles gut? Oh, es gibt eine Menge Dinge, die nicht gut sind.“ Er dachte an die vergangenen bösen Nächte und Tage, wo jedes Geräusch und jedes Telephonklingeln die Nerven in Unruhe brachten. Seit heute morgen lag der Schatz wohlverwahrt in dem stählernen Safe einer Bank. Unangerührt. Aber damit war nicht viel geholfen. Was hatte das Schicksal mit ihm vor? Mit einem gar nicht „obligaten“ Pautenschlag war es in das heitere Scherz seines Lebens gefahren — bums — und nun mußte er sehen, wie er über das Kreicendo zu einem anständigen Finale gelangte. Würde er die Kraft dazu haben?

Gewaltig rief er sich aus seinen Gedanken. „Was ist Quevedo für ein Mensch? Ist er eigentlich Spanier? Oder stammt er vom Bodensee? Er spricht ein verdächtig gutes Deutsch.“

Sie wußte, daß der Spanier eine deutsche Mutter gehabt hatte, daß sein Bruder ebenso kohlrabenschwarz sei wie er semmelblond, und daß er der gutmütigste Chef sei, den man sich denken konnte. „Aber er ist raffiniert. Und stark wie ein Bär. Er wird mit jedem Gast fertig“, setzte sie mit einem naiven Stolz hinzu.

„Ist das bisweilen dort nötig, so ein bißchen Brachialgewalt?“

„Brachialgewalt?“ wiederholte sie unsicher.

„Wie war er eigentlich auf dies Alkenwort gekommen? Er drückte sich doch sonst deutlich aus. Richtig, Herr Kiewening, der große Detektiv, hatte es neulich gebraucht. Wie kam er aber immer wieder im Gespräch mit diesem Mädchen auf diesen Kerl?“

„Kennen Sie Ihre Gäste bei Namen?“

„Einige, die der Wirt kennt. Und die Stammgäste natürlich.“

„Auch Herrn Kiewening?“

Er sah verwundert, wie sie bei diesem Namen zusammenfuhr und verwirrt verneinte.

Und in seiner Stimmung, die ja jetzt ständig hinter Rätseln herjahte, begann er, sie unbarmherzig auszufragen. Wie lange sie ihn von Angesicht kenne, ob seine ihrer Kolleginnen ein Verhältnis mit ihm habe, ob sie noch nichts von den Taten dieses Herrn gehört habe, zum mindesten aus den Blättern? Sie beantwortete alle Fragen mit einem eifrigen Kopfschütteln, immer,

ohne ihn anzusehen. „Aber, was er ist, werden Sie doch wissen?“ fragte er fast drohend. „So was spricht sich doch herum, so was ist doch so Interessantes?“

„Ich bin noch zu neu dort.“ Und sie lenkte geschickt ab: „Sehen Sie nur den schönen Wagen, den grün lackierten!“

Unwillkürlich folgte er der Richtung, die ihr ausgestreckter Zeigefinger ungentert wies.

Es war Brodersens Wagen. Er erkannte ihn sofort. Drinnen lag Inge mit ihrem Vater.

Seine Hände zuckten zum Hut. Aber Brodersen sah, wie immer, unbeweglich nach vorn starrend, ein grimmiger Hüter der Schönheit neben sich. Und Inge blickte in diesem Augenblick beiseite, nach der Auslage eines Blumengeschäfts. Hatte sie sich eben umgedreht, um seinen Gruß zu vermeiden, oder hatte sie ihn wirklich nicht bemerkt?

„War das nicht der reiche Brodersen?“ fragte Martha Rebmann neugierig. „Aber Sie sind ja ganz rot geworden.“

„Unfinn“, entgegnete er grob. „Das macht nur der heiße Tag.“

„Sie sind aber plötzlich rot geworden“, beharrte sie. „Kennen Sie die Dame?“

„Wollen wir nicht von etwas anderem sprechen?“

Als er wütend mit der Faust auf den Wagenschlag fuhr, gehorchte sie, von ihm abblinckend. Haß glomm in ihren Augen auf.

Nach einer Weile stieß sie in bitterem Ton hervor: „Ich begreife. Sie wollen mit mir vor dieser Dame nicht gesehen werden. Sie genieren sich. Ich stehe ja so tief unter ihr, nicht wahr?“

Als er erbittert schwieg, fuhr sie gehässig fort: „Wie gut es doch diese reichen Mädchen haben!“ Sie ballte die Handschuhe zusammen, die sie in den bloßen Händen gehalten. Ihr Gesicht war verzerrt.

Er sah auf diese gestopften Zwirnhandschuhe und empfand etwas wie Rührung. „Ob sie es gut haben bloß weil sie jeden Tag im Auto fahren können, noch dazu im eigenen? Glauben Sie wirklich, daß das Geld das Glück entscheidet?“

„Ja, das glaube ich“, stieß sie unter zusammengepreßten Lippen hervor.

Er zuckte die Achseln. Natürlich, das war die Weisheit aller derer, die das Geld nicht besaßen. Es hatte keinen Sinn, da mit Logik zu kommen.

Der Wagen fuhr langsam die Rückertstraße empor. An einer starken Kurve bog er scharf ab, um einem Lastkraftwagen auszuweichen.

Grotted sah nicht vor sich Brodersens großes gelbes Haus. In dem breiten Vorgarten arbeitete ein Gärtner. Auf dem Ballon, da, wo er gestern mit Inge gestanden hatte, stand Blinsky, die Hand über der Stirn, als blicke er einem bestimmten Gegenstand nach.

Grotted erkannte das kühle, geringschätzig Lächeln, und er fühlte sich erleichtert, als der Russe sich abwandte.

Einige Minuten später ließ er den Wagen vor dem Waldcafé halten. Es hatte keinen Sinn, diese Fahrt

noch länger auszudehnen, und er suchte nach einem Grund, seine stummgewordene Begleiterin zu verlassen.

Er trank schweigend einen elenden Kaffee. Martha Rehmann schien seine schlechte Laune nicht zu bemerken. Sie wurde plötzlich redselig und erzählte unvermittelt, in ihrem Eis löselnd, von der Spanischen Wirtschaft, von ihren Kolleginnen und den musikalischen Wünschen des Publikums. Viel Vergnügen macht es ja nicht, immer diese Schnarren zu spielen, aber es bringt doch etwas Geld ein. Und essen dürfen wir auch da, und der dicke Quededo läßt sich dabei nicht lumpen. Und wenn solche Gäste wie Sie kommen, ist er noch um ein paar Grad höflicher.

„Es kommen wohl nicht oft solche Gäste?“ fragte er, endlich sein Schweigen brechend.

Ein Schatten flog über ihr Gesicht. „O ja. Hin und wieder. Das „Alcazar“ gilt ja als eine originelle Gaststätte. Aber sie sind nicht alle so gut wie Sie.“

Nun tat sie ihm wieder leid. Er bemühte sich, sie seine Schärfe von vorhin vergessen zu lassen, was ihm leicht gelang.

„Ich bin gar nicht gut“, sagte er, während sie den Weg zum nahen Wald einschlugen. „Ich bin nur liebenswürdig, vielleicht auch gutmütig. Aber das ist etwas ganz andres. Zur Güte gehört bisweilen eine Härte, die ich leider nicht besitze. Mein Vater sagte immer: „Menschen, die nicht nein sagen können, kommen unter die Räder.“

„Ihr Herr Vater lebt noch?“ fragte sie. Sie sagte: Herr Vater! Anstandslehre — dachte er —, das Buch des guten Tons, na ja.

„Nein, meine Mutter bewirtschaftet das Gut allein.“

„Ein Gut? Das muß herrlich sein. Ich bin noch nie auf ein richtiges Gut gekommen.“

„Ja, die Städte träumen vom Landleben, auch wenn sie nicht Gerste von Lupinen unterscheiden können, und die Landleute laufen in die Städte wie die Motten ins Licht. So harmonisch ist der Sinn des heutigen Menschen.“

„Ist es ein großes Gut?“
„So ziemlich. Aber es ist so weit von hier, daß ich Ihnen alles mögliche vorschwindeln könnte, ohne daß Sie es zu kontrollieren vermöchten. Lassen wir das also.“

„Könnten Sie mich überhaupt anlügen?“ fragte sie mit einem koketten Augenaufschlag.

„Aber mächtig. Sie ahnen gar nicht, welche Kreise meine Phantasie zu ziehen vermag.“

„Phantasie? Dann raten Sie, woher ich stamme.“

„Sie? Aber das ist doch klar. Sie sind ein Zigeunerkind. Aus dem Stamm jener, welche lieben, wenn sie leben.“

Ihre Stirn krauste sich zu drolliger Wichtigkeit. „Sie irren. Ich bin aus einer guten Familie. Mein Vater ist . . . aber das ist ja egal. Und ich habe das Konservatorium besucht.“

„Also eine höhere Tochter. Aber warum leben Sie dann in der verruchten Luft des „Alcazar“?“ Nun würde eine lange Lügengeschichte kommen, vollgestopft mit Romantik wie die guten Bürste daheim mit Fett und Majoran: erste, unglückliche Liebe, die harten Eltern, die Flucht bei Mondschein — ich werde kein Wort glauben.

Aber es kam nichts davon. „Mein Bubikopf war schuld daran!“

Er glaubte nicht richtig gehört zu haben. „Ihr Bubikopf?“

„Ja, mein Vater erlaubte mir nicht, mein Haar zu schneiden. Es war auch beinahe schade: es reichte so weit.“ Sie deutete naiv die sanfte Rundung ihrer Hüften an. „Mein Vater hielt das für eine Erfindung des Teufels. Er ist bei einer Sekte, müssen Sie wissen, wo man alles schrecklich ernst nimmt. Und als ich doch zum Friseur ging und mit abgeschnittenem Haar zu Hause ankam — es war gerade beim Mittagessen —, hieb er mit dem Löffel in die Nudelsuppe, daß sie über das Tisch Tuch spritzte, und schrie, nur Dirnen trügen sich so, und eine Dirne sei nicht seine Tochter. Dann ließ er mir durch meine Mutter Geld geben, das gerade für einen Monat reichte, und draußen war ich.“

„Was es doch für Tragödien gibt! Selbst meine Phantasie wäre nicht auf ein so pittoresques Motiv verfallen. Heute könnte es sich Goethe mit seinem Gretchen leichter machen.“

„Sie lachen“, schmolte sie. „Aber es war lange Zeit gar nicht zum Lachen. Gar nicht, versichere ich Ihnen.“

Er ergriff ihre Hand. „Das Lachen ist nur äußerlich. Ich bedaure aufrichtig, daß Sie an einem falschen Play sind. Vielleicht kann man das aber ändern.“

Er verwünschte seine Ritterlichkeit, als sie sich an ihn schmiegte und ihre schönen dunklen Augen zu ihm aufsaßen.

Er befreite sich vorsichtig von ihr und ging den Waldweg voran. Ein weiter Blick öffnete sich. Der Wald kletterte die Höhe hinab und verlor sich in Wiesen und Gärten. Ferner schimmerten die roten Dächer und die goldenen Kirchturmhähe der Dörfer. Das Wasser eines schmalen Fließchens blühte bisweilen auf. Drüben auf der gebuckelten Höhe leuchtete ein weißer Tempel griechischen Stil, die Grabstätte der einstigen Fürsten des Landes, die an der Stelle der längst abgebrochenen Stammburg stand.

„Wie schön! Kann man darüber nicht allerlei vergessen, was die Engstirnigkeit der Menschen zu gegenwärtiger Quälerei eronnen hat?“

„Warum leben Sie eigentlich nicht auf dem Lande?“ fragte sie vorsichtig.

„Daran ist Venus schuld, mein Fräulein.“

„Also die Liebe?“

Eigentlich sah sie wunderhübsch aus, wie sie so lächelnd vor ihm stand und ihren fraulichen Instinkt aussprach. Aber er nahm sich zusammen und erzählte ernsthaft, daß er laut Horoskop im Zeichen der Venus geboren sei. „Und das bedeutet, daß man zum Künstlertum verdammt und verflucht ist. Man kann nichts dagegen tun.“

Sie zögerte, ehe sie fragte: „Und jene junge Dame im Auto ist nicht der Grund, daß Sie hier bleiben?“

Er drehte sich schroff um. „Wir müssen kehrtmachen. Es ist die höchste Zeit. Ich habe noch eine wichtige Probe für morgen.“

Sie folgte gehorjam, einen Schritt hinter ihm, den Kopf gesenkt.

Als sie sich dem Waldrand näherten, wandte sich Grottesk ihr zu, und er sah Tränen in ihren Augenwinkeln. „Verzeihen Sie und seien Sie mir nicht böse. Ich bin etwas nervös.“

„Ich bin nicht böse“, sagte sie schnell, seine Hand fassend. Er sah aus, als ob sie sie küssen wollte . . .

(Fortsetzung folgt.)

Im Innern der Cheops-Pyramide

Von Dr. Ludwig Brand (Kairo).

Schon lange haben sie mich aus der Ferne angeschaut, diese gewaltigen Grabesaugen der altägyptischen Könige. — Um ganz allmählich an sie heranzukommen, benutzte ich nur einige Stationen weit die Straßenbahn, die von Kairo in dreiviertel Stunden bis zum Rande der Wüste fährt, und schritt dann als einziger Fußgänger die breite Straße lang, den immerzu wachsenden Steinbergen entgegen. Rechts und links vor mir fruchtbares Marschland, aus der Nilüberschwemmung geseugt, Ackerbestellung wie in den Urzeiten mit Kamelen, Eseln und Büffeln. Die Straße war hoch und modern, ihr Geruch nach Benzin, der Fahrdamm gummi-poliert. Die Augen nur seitwärts und vorwärts gewandt, schritt ich weiter durch Ägypten, bis die grünen Nilwunder wie mit dem Meißel abgegrenzt mit einem Male vor der grellgelben Sandwüste erblickten.

Um durch keinen Hotelbetrieb, keine lärmenden Kamel- und Eselreiter ernüchert zu werden, ging ich von der Landstraße abseits hoch, so wie man in ältester Zeit vom Tale her den Königsfriedhof besucht hatte. Die Sandwellen türmen sich sofort mächtig auf, und erst wenn man einige Hügel hinter sich hat, blickt man in das starre Antlitz der Nisensphinx, die als Totenwächterin dem geheiligten Bezirk vorgelagert ist. Wo früher zu ihren Seiten noch mächtige Tempel für den Totenkult der Könige errichtet waren, wölben sich heute neue Sandhügel, die immer und immer wieder den Leib der Sphinx zu begraben drohen. Zu ihrer Linken sind

jetzt mit ihrer Freilegung auch die Reste eines Totentempels aufgedeckt, der in der alten Zeit einen Teil der erhabenen Aufgangsterrasse zu den Pyramidengräbern gebildet hatte. Auf dem Plateau, etwa einen halben Kilometer hinter der Sphinx, erhebt sich in einer Scheitelhöhe von 136 Meter die Pyramide des Königs Kephren, und nordöstlich von ihr die 137 Meter hohe ältere Cheops-Pyramide aus dem Anfang der vierten Dynastie, heute die „arose Pyramide“ genannt.

Die Morgen Sonne vergoldete noch ihren Leib, als ich langsam auf sie zuschritt und mehr und mehr gewahrte, wie sich das aus größerer Entfernung scharf umrissene Grabmal in einen wetternarbigem, steinbruchartigen Riesenturm auflöste. Und doch waren es nicht so sehr die Jahrtausende, die den äußeren glatten Steinmantel zerrissen und abgetragen haben, als vielmehr nachkommende Menschengeschlechter, die sich des kostbaren Materials zu Befestigungszwecken und später zu Moscheebauten bedienten. So sind an der Cheops-Pyramide von der über meterdicken Bekleidung der Dachseiten, deren Gestein aus den Mokattamhügeln jenseits des Nils herbeigeschafft war, nur noch einige Reste unterhalb des Eingangs übriggeblieben. An der Kephren-Pyramide hat sich wenigstens noch die Beschulung der Kuppe erhalten, während sie sonst ebenfalls schon die Teile des inneren Mantels der Witterung darbietet. An den Fundamentquadern sieht man auch deutlich die schürfende Wirkung der beweglichen Sandmassen, die während der Jahrtausende gleich Wasserwogen muldenartige Vertiefungen in sie eingegraben haben. Und doch besitzen die nackten Leihquadern, die einst das Lubische Wüstengebirge lieferte, noch eine Festigkeit und Ethernheit, daß man auf ihnen ohne künstliche Beihilfe einen Steigweg bis zum Gipfel der Pyramide aufzuführen konnte.

Mit einem Beduinen als Führer stieg ich den Pyramidenpfad zunächst 15 Meter hoch und befand mich am Eingang des Totenmales, der bei allen Pyramiden auf der Nordseite liegt. Hier zündete der Geleitsmann eine Wachstertze an, und in gebückter Haltung ging's zuerst einen schmalen, stufenlosen Gang in die Tiefe der Pyramide, bald aber wieder um 40 Meter aufwärts, bis wir durch einen horizontalen Flur in einen leeren, vieredigen Raum gelangten, der das „Gemach der Königin“ genannt wird. Die Temperatur war allenthalben warm, obwohl wir uns unter einem Mauerwerk von 90 Meter Dicke befanden. Die Wände dieses Raumes maßen über 5 Meter in der Länge. Die Höhe ging über 6 Meter hinaus; dabei waren die Wandquadern so kunstvoll zugehauen, daß man zwischen den Nähten keinen Zement erblickte. Und doch war dieser Raum nur eine aufgegebenen Kammer, die ihren prunkvollen, aber irreführenden Namen lediglich aus dem Anfang der Pyramidenforschung beibehalten hat. Wir wissen jetzt, daß das „Grab der Königin“ in einer viel kleineren Pyramide gelegen war und daß diese Kammer nur einen ersten Entwurf der Totenkammer des Königs darstellt, von dem man später abkam, um sein Grabmal noch 20 Meter höher aufzumauern und das Gesamtmaße dementsprechend zu vergrößern.

Deshalb gingen wir von der „Königin Gemach“ wieder zurück bis zum Anfang des horizontalen Ganges und von da in schräger Linie aufwärts durch die 47 Meter lange „arose Galerie“, die in ein niedriges Vorgemach mündet, bevor sie die eigentliche Grabkammer des Königs erschließt. In ihr selbst ließ das matte Kerzenlicht des Beduinen den rot-azurblauen Sarkophag aufblühern, in den man im dritten Jahrtausend v. Chr. den König Cheops zur letzten Ruhe gebettet hatte. Seine Längsseiten maßen 2,30 Meter, die Breite und Höhe ungefähr 1 Meter, groß genug, um den Holzarg mit der Mumie aufzunehmen. Der Grabdeckel ist verschwunden, der Sarg leer, ja, ein Teil der Seitenwand von früheren Grabräubern ausgebrochen. Keine Inschrift schmückt ihn; aber das eiserne Gestein erklingt, wenn man es mit dem Finger klopfend berührt.

Der Beduine entzündete einen Magnesiumdraht, und die hohen Granitwände der Totenkammer funkelten, als ob sie erst gestern fertiggestellt wären. Neun Riesensplatten bilden die Decke der Gruft zusammen, und nicht weniger als fünf Aberräume, sogenannte Entlastungskammern, schützen sie gegen den Druck des äußeren Mauerwerkes. Außerdem führen zwei Luftschächte, einer von über 70 Meter Länge, bis in die Grabkammer; sie sollten den Toten, so glaubten die Ägypter, mit frischer Himmelsluft versorgen.

Aus der Gruft durch die dunklen Gänge wieder zum Eingang der Pyramiden zurückgekehrt, atmet man erleichtert auf in der reinen Luft, und ohne vieles Zureden folgt man zwei anderen Beduinen, die beim Aufstieg zum Gipfel behilflich sind. Denn meterhoch sind meist die Stufen, so hoch wie die Steine selbst. Wer an solche Treppenmaße wenig gewöhnt, dazu nicht schwindelfrei ist, wird das Geleit der beiden Helfer als unentbehrlich empfinden. In einer knappen Viertelstunde gelangten wir auf den Gipfel der Pyramide, dessen ursprüngliche Spitze von der Zeit in einer Fläche von 100 Meter im Quadrat umgewandelt wurde.

Es ist ein erhabenes Gefühl, von dem ehernen Rücken

der vieltausendjährigen Totenkammer in das lebendige Grün des Stromlandes zu schauen, im Westen die endlosen Wellenberge der Lubischen Wüste, an deren Ostteil sich der alt-ägyptische Königsfriedhof 30 Kilometer lang hinzieht, in ihrer Mitte die Gizeh-Pyramiden als die größten. An seiner Nordgrenze ragen hinter Palmhainen die Pyramiden von Abu Roach auf und weit im Süden die von Abusir, Sakkara und Daskur.

Von den baumlosen Wüstengräbern schweift der Blick nach dem leuchtenden Fruchtlande des Nils, über schimmernde Kanäle, wiegende Palmwedel bis jenseits des Stromes zur Feste Kairos, der ragenden Zitadelle. Ganz Mittelägypten mit seiner uralten Bewässerungskultur liegt vor uns ausgebreitet, eingerahmt von den lubischen Wüstenbergen im Westen und auf der Gegenseite von den arabischen Höhen, den bernsteinleuchtenden Mokattamhügeln.

Welt u. Wissen

Weltwunder von einst und heute. Das Altertum kannte sieben Weltwunder, von denen ihre Schriftsteller behaupten, daß sie das Großartigste darstellen, was der Mensch hervorgebracht habe. Von einigen dieser Wunder können wir uns nur noch eine schwache Vorstellung machen, so von den „Hängenden Gärten der Semiramis“. Von diesen gewaltigen Partanlagen auf den Terrassen und Dächern ihres Palastes geben die Ausgrabungen, die man am Euphrat und Tigris vorgenommen hat, nur ein sehr ungewisses Bild. Dagegen steht von den Pyramiden, die ebenfalls als Weltwunder gepriesen wurden, die größte und älteste, die Pyramide von Gizeh, noch in stolzer Unversehrtheit und gewährt einen grandiosen Eindruck von der Baukunst der alten Ägypter. Dazu kommt noch das Geheimnis, von dem dieser Bau umwittert ist, da man aus seinen mathematischen Zahlenverhältnissen die merkwürdigsten Prophezeiungen herausgelesen hat. Verschwunden ist jetzt völlig der viel bestaunte Leuchtturm auf der Insel Pharos, der den Schiffen die Einfahrt nach Alexandrien bezeichnete und dessen Feuer auf 55 Kilometer hin sichtbar war. Dieser ganz aus Marmor errichtete Turm erhob sich in mehreren Abätzen 120 Meter hoch und wurde 270 v. Chr. vom König Ptolemäus eingeweiht. In dem untersten Geschos, das noch bis in die Neuzeit erhalten war, hatten die Türken ein Kastell eingerichtet, das erst seit wenigen Jahren verschwunden ist. Das vierte der alten Weltwunder, der Tempel der Artemis zu Ephesus, dessen Pracht und Größe im Altertum nicht seinesgleichen gefunden haben soll, wurde durch ein ruchloses Verbrechen vernichtet. Kurz nachdem der Bau sein tausendjähriges Bestehen gefeiert hatte, im Jahre 356 v. Chr., wurde das Gotteshaus von dem Griechen Herostrot angezündet, und der Name dieses Ehrgeizigen hat dadurch unverdiente Unsterblichkeit erhalten. Der Neubau, der mehr als viermal so groß war als das athenische Parthenon und ganz aus weißem Marmor bestand, wurde von Konstantin dem Großen zerstört. Einen Überrest dieses Wunderwerkes besitzt das Britische Museum in einer Säulenbasis, und hier finden sich auch die Reste des fünften Weltwunders, des Grabmals des Königs Mausolos zu Halikarnass, das durch ein Erdbeben erschüttert und von den Johannitern völlig vernichtet wurde. Immerhin ist es der modernen Archäologie möglich gewesen, diesen mächtigen Pyramidenbau zu rekonstruieren. Der Kolos von Rhodos, die neben dem Hafeneingang errichtete 34 Meter hohe Kolossalstatue Apolls, ist schon 50 Jahre nach der Vollendung durch ein Erdbeben gestürzt worden. Auch das siebente Wunderwerk der Alten, die Statue des Zeus zu Olympia, das Meisterwerk des Phidias, das acht Jahrhunderte lang im heiligen Hain der Tempelstätte stand, wurde durch eine Feuersbrunst zerstört. Einem solchen Idealwerk der Schönheit werden wir Deutschen nichts Gleiches oder Ähnliches zur Seite stellen können. Aber was die Technik anbetrifft, so können wir es getrost mit den Alten aufnehmen. In einem Aufsatz von Reclams „Universum“, in dem Ministerialrat Hermann Baravalle die alten und neuen Weltwunder vergleicht, führt er als Wunderwerke unserer Zeit die Kanalbauten von Suez und Panama an, sodann in Ägypten den 2000 Meter langen Staudamm von Assuan. Europa hat ein Meisterwerk moderner Eisenkonstruktion in der ungeheuren Brücke, mit der der Firth of Forth in zwei Öffnungen von je 521 Meter Weite überspannt ist; in Amerika erreicht die Lorenzo-Brücke bei Quebec eine Spannweite von 549 Meter. Der höchste Turm Europas, der 300 Meter hohe Eiffelturm, wird von dem höchsten amerikanischen Bau, dem Woolworth-Gebäude in New York, fast erreicht, und die neuesten Wollentraberbauten der Neuen Welt werden ihn übertreffen. Peruanische Eisenbahnen gehen bis zur Montblanc-Höhe empor, und der 20 Kilometer lange Simpson-Tunnel ist ebenfalls eines der modernen Weltwunder.



Die Aufbewahrung des Obstes während des Winters.

Bei der knappen Obsternte muß es uns daran gelegen sein, das Obst gut aufzubewahren, daß es ohne allzugroße Verluste gut und frisch erhalten bleibt. Vor allem sind geeignete, trocknere Räume zur Aufbewahrung des Obstes erforderlich. Gewöhnlich wird ja der Keller dazu benutzt. Gewissenhafte Obstzüchter tünchen vor der Einlagerung des Obstes Wände und Decken des Kellers und schweißen oben drein noch den Raum. Alle Pilzkeime, die dem Obst schaden könnten, werden auf diese Weise getötet. Sollte der Keller feucht sein, so ist es ratsam, einige flache Gefäße, wie Unterseher der Blumentöpfe mit ungelöschtem Kalk auf den Boden zu stellen. Der Kalk zieht alle Feuchtigkeit aus der Luft an. Das ist sehr wichtig, da sich in feuchten Kellern sehr leicht Schimmel auf den Früchten bildet, der Geruch und Geschmack des Obstes stark beeinträchtigt. Aus demselben Grunde dürfen scharf riechende Gemüse, wie Sellerie, Zwiebeln, oder Sauerkraut in den Obsträumen nicht aufbewahrt werden, wie es gewöhnlich im Keller geschieht. Das Obst würde in kurzer Zeit die Gerüche annehmen und dadurch an Wert verlieren.

Auch Kammern, besonders solche, die nach Norden gelegen sind und die man durch Läden verdunkeln kann, eignen sich recht gut zur Lagerung des Obstes. In dunklen Räumen hält sich das Obst tadellos, bleibt frisch und gewinnt an Wohlgeschmack. Darum soll man auch das im Keller gelagerte Obst mit Bad- oder Zeitungspapier zudecken. Man Sorge in der ersten Zeit für reichliche Lüftung der Überwinterungsräume. Erst bei Frostgefahr sind die Fenster geschlossen zu halten. Dann ist auch das in einer Kammer gelagerte Obst vor Frost zu schützen, indem man es mit einer dicken Schicht Stroh oder mit wollenen Kollern bedeckt.

Die gelagerten Früchte müssen besonders in der ersten Zeit öfters durchgesehen und die faulen ausgelesen werden, damit sie die gesunden nicht anstecken. Zur besseren Übersicht ist es gut, das Obst auf ein Gestell, das man sich aus Eiertüchern sehr leicht herrichten kann, zu lagern, wobei besonders darauf zu achten ist, daß die Früchte nicht zu dicht zu liegen kommen. Es ist nicht nötig, ihnen eine besondere Unterlage zu geben. Allenfalls kann man sie in Torfmull betten, in dem sie sich ganz vorzüglich halten.

Wo es an geeigneten Räumen zur Lagerung des Obstes fehlt, empfiehlt es sich, das Obst in Kisten, Körben oder Holzfässern aufzubewahren. Man bettet in diesen Behältern die Früchte lageweise in trockenem, geruchlosem Torfmull in der Weise, daß sie sich nicht berühren. Auf den Boden kommt erst eine Lage Torf und ebenso wird die letzte Lage Früchte mit einer dicken Schicht Torfmull abgeschlossen. Das ist nötig, damit der Frost nicht eindringen kann. Die Kiste wird dann mit einem Deckel bedeckt und zugenaelt. Hat man ein Faß oder Korb gefüllt, dann bindet man sie mit einer alten Schürze oder dergl. zu. Allerdings ist bei großer Kälte dieser Schutz zu verstärken. Man kann auch für das Einschließen des Obstes Holzwohle und Papierschnitzel verwenden. Ratsam ist, keine Tafel Früchte vorher in reines Papier einzeln einzuwickeln. Dazu darf aber kein Zeitungspapier benutzt werden, da die Früchte die Druckerwärme annehmen und danach riechen. Die Früchte halten sich in solcher Verpackung tadellos und manche Sorten besser als auf dem Lager. So schrumpfen und welken z. B. die verschiedenen Renetten nicht; sie bleiben frisch und prall. Natürlich müssen alle verletzten oder geplatzen Früchte ausgeschieden werden. Werden Früchte mit verschiedenen Reifegraden in ein Gefäß eingelagert, so sollte man darauf sehen, daß die zuletzt reifenden auf den Boden zu liegen kommen.

Die Einwinterung des Gemüses.

Mit der Vergangung des Gemüses sollen wir nicht allzu ängstlich sein und es ist gleich, wenn ein gelinder Frost eingetreten ist, in die Überwinterungsräume zu bringen. Oftmals bereuen wir unseren voreiligen Schritt. Im allgemeinen kann das Gemüse schon einmal eine kalte Nacht ohne Schaden vertragen. Es ist immer noch besser im Freien aufgehoben als im Keller oder einem sonstigen geschlossenen Räume. Indessen sollen wir immerhin bereits die nötigen Vorbereitungen treffen, daß wir, wenn eine starke Kälte-

periode eintritt, das Gemüse ohne Aufenthalt sofort unter Dach und Fach bringen können.

Meist wird ja der Keller als Raum für die Überwinterung benützt. Jedoch darf er nicht zu warm sein, sonst weilt das dort gelagerte Gemüse sehr rasch und verrotet ganz und gar. Auch feuchte und dumpfe Kellerräume eignen sich nicht zur Unterbringung des Gemüses, es fault darin und wird schimmelig, so daß es schließlich ungenießbar ist. In trockenen, luftigen Räumen hält sich das Gemüse noch am besten. Wenn wir keinen geeigneten Keller zur Verfügung haben, dann können wir uns damit helfen, daß wir das Weiß- und Kohlraut im Garten in einem etwa 30 Zentimeter tiefen Graben mit dem Strunk nach unten. Kopf an Kopf eingeschlagen. Dabei wird das Gemüse mit Erde bedeckt, daß nur der obere Teil des Hauptes bloßliegt. Bei schneefreier Kälte schützen wir es noch, indem wir es mit Laub, Stroh oder alten Säcken bedecken. Bei Wirsing genügt es schon, den Strunk niederzutreten und das Haupt mit einem Spaten Erde zu bedecken. Rosenkohl und Winterkohl sind nicht besonders frostempfindlich, sie können meist den ganzen Winter auf ihrem Standort stehen bleiben. Nur in rauhen Lagen ist es empfehlenswert, auch den Rosenkohl an einem geschützten Ort einzuschlagen und bei starkem Frost wie das Kraut noch besonders zu decken. Dagegen können Meerrettich, Schwarz- und Hafermurzel unbeschadet in der Erde stehen bleiben. Dagegen bringt man Karisoffeln, Gelberüben und Sellerie, wenn man sie im Keller nicht überwintern kann, in Gruben (Mieten), die man mit Bohnenstangen oder Brettern und später bei starkem Frost noch mit Laub, Stroh oder langem strohigen Mist abdeckt. In diese Gruben darf jedoch kein Grundwasser eindringen. Sellerie, ein Lieblingsfutter der Mäuse, muß noch vor diesen Lagern durch Auslegen von Gift besonders geschützt werden.

Das Kohlgemüse, einerlei ob es in den Keller gebracht oder eingeschlagen wird, muß an einem sonnigen, trockenen Tage, am besten in der Mittagszeit, wenn es vom Tau vollständig abgetrocknet ist, geborgen werden. Vorher ist das Gemüse von allen faulen und verwesten Blättern zu reinigen. Kraut, das noch nicht völlig ausgebildet ist und solches mit geplatzen Köpfen werden am besten ausgeschieden und in der Küche alsbald verwendet. Solches Kraut noch länger aufzuheben, hat keinen Wert.

Praktische Winte.

Die Wurzelastriebe beim Steinobst, Pflaumen, Zwetschen, Aprikosen und Mirabellen kann geradezu zu einer Plage werden. Trotzdem sie entfernt werden, kommen sie immer wieder. Sie schaden entschieden dem Baume durch Nahrungsentzug. Ein zu tiefes Pflanzen ist nicht immer die Ursache. Meist treten die Wurzelastriebe auf, wenn bei Graben des Landes die Wurzeln beschädigt werden. Man muß recht vorsichtig graben, damit dies nicht geschieht. Die Astriebe entfernt man im Herbst. Man legt die Ursprungsstelle frei und schneidet sie mit einer Baumschere über der Wurzel ab.

Stammverletzungen beim Steinobst können leicht zu Darzfluß führen, darum versäume man es nicht, sie sobald als möglich zu verbinden, damit sie rasch heilen. Die Wunden müssen daher mit einem scharfen Messer oder einer scharfen Bürste gründlich von Unreinlichkeiten gesäubert und mit Holzessig ausgewaschen werden. Dann ist die Wunde mit Lehm, den man der besseren Haftbarkeit wegen mit Rubmisch tüchtig vermischt, zu verschmieren und mit altem Leinen zu verbinden.

Die Wasserzschosse, hochgeschossene, weiche Triebe auf den Ästen älterer Bäume sind stets ein Zeichen, daß bei dem Baume etwas nicht in Ordnung ist. Ihre Ursache ist immer auf die Anhäufung von Säften, die der Baum nicht verwerten kann, zurückzuführen. Diese Astriebe erscheinen nach starkem, unrichtigem Rückschnitt, ferner nach Verjüngung der Krone, durch die Zerstörung der oberen Äste infolge von Sturm, Schneedruck oder Hagelschlag, endlich durch Absterben der oberen Kronenteile nach zu großer Fruchtbarkeit. In allen diesen Fällen wäre das restlose Entfernen der Wasserzschosse ein schwerer Fehler. Hier muß man ausgleichend suchen und einige Schosse stehen lassen, damit die zerstörten Äste der Krone ergänzt werden. Sie sind auf zwei Drittel ihrer Länge zurückzuschneiden. Bald entwickeln sie sich zu fruchtbaren Ästen.